

Johannes Goettsche

Kanzlerbonus

Roman



INHALT

Säulen	07
Baumfäller	09
Blickkontakt	15
Einsamkeit	19
Morsezeichen	25
Aufstellung	28
Winkelementhalter	32
Front	34
Vorurteile	35
Privat	40
Schlacke	44
Triptychon	49
Bungee	55
Konfetti	58
Baden	62
Vier Augen	65
Rezeption	69
Programmierung	70
Schwamm	72
Diarium	74
Schuhe	77
Rückkopplung	79
Warmhalten	82
Testspiel	83
Oper	86
Gipfel	99
Luftschiffe	101
Stuhl	107
Kanzlerbonus	110
Heckklappe	119
Geschmack	124
Mut	129
Talente	134
Feierabend	138
Fang	142
Striche	144

157

159

DIE AUFTRETENDEN
DER AUTOR

1. SÄULEN

Der Tag wurde als zu heiß und zu schwül für die Jahreszeit angekündigt, Wetterbedingungen, die allgemein Herz und Kreislauf belasten könnten. In einem vollklimatisierten Plenarsaal sollte sich das nicht nennenswert auswirken. Doch Kanzler Werner Kolb hatte an dem Wochenende zuvor eine leichte Grippe halbwegs überwunden und fand sich noch etwas zittrig auf den Beinen, als er an das Rednerpult trat. Der Regierungschef hatte die ersten Seiten seines Manuskripts nahezu frei vorgetragen, als ihm an der Architektur des Plenarsaals erste statische Unstimmigkeiten auffielen. Die Säulen standen nicht mehr in der Senkrechten. Waren sie zum Satzanfang nach rechts geneigt, schwankten sie gegen Satzende nach links.

Er ahnte, dass sein im Magen brennender Zorn gegen die Bauverantwortlichen auf einem banalen Irrtum seinerseits beruhen musste und Statiker und Architekten nicht abgrundtief schlecht gearbeitet haben konnten.

Wie auf einem krängenden Schiff versuchte er, Schwankungen mit seinem Oberkörper auszugleichen. Bald war er nur noch damit beschäftigt, die stärker werdenden Schwingungen abzufangen und sich an den Seiten des Rednerpultes festzuhalten, da nun auch die Waagerechten der Fenstersimse sich wellenförmig zu bewegen begannen.

Er spürte, dass sich seine Sprache verselbstständigte und er in den Modus Redeautopilot verfiel, der sich in den vergangenen Jahren bewährt hatte: Textbausteine aus dem Gedächtnis hervorholen, reden und dabei Neues vordenken.

Schwach vernahm er „Steuererhöhung“. Offenbar war das Wort, welches seine Fraktion als Unwort aussparte, seinem Mund entglitten. Jetzt redete plötzlich jeder, Stimmen brandeten auf, bis er seine Rede unterbrach. Die Tumulte kamen nicht wie gewohnt von den Oppositionsrängen, sondern von Bankreihen seiner eigenen Partei. „Das ist nicht mit uns abgestimmt“, rief jemand, „ein Versprecher“, ein anderer, „wiederhol' bitte, Werner“, ein Dritter.

Werner Kolb fühlte mehr als nur Schwindel. Irgendetwas in seinem Inneren lehnte sich gegen ihn auf.

Kurz vor seinem 50. Geburtstag hatte er sich noch gründlich untersuchen lassen. Er meinte, im letzten Jahr deutlich gealtert zu sein.

Die Haare waren grauer, die Augenlider hingen schlaffer über dem Augapfel und Tränensäcke verschwanden nicht mehr über Tag. Sein Arzt jedoch war bestens gelaunt; alle Untersuchungsergebnisse seien bestens. Damit würde er hundertzwanzig Jahre alt werden.

Kolb drängte sich der Eindruck auf, dass an dem Arzt, der besser als jeder hier im Saal gesundbetete, ein Politiker verlorengegangen war. Warum sollte Kolb ihn dann nicht einfach – wie in der Politik üblich – abwählen, wenn seine Diagnose nicht stimmte oder sie ihm nicht passte?

Andererseits, was gab es dann an Alternativen, als bestens in Form zu sein oder aber zusammenzubrechen?

Ausgerechnet diese trüben Gedanken schossen Kolb durch den Kopf, während die Säulen unter der Besuchertribüne immer mehr schwankten. Sie wedelten geradezu. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis der Plenarsaal wie ein Kartenhaus zusammenfallen musste.

Die Abgeordneten, die Stenotypisten, auch das Präsidium hinter seinem Rücken und die Ministerinnen und Minister auf der Regierungsbank zu seiner Rechten schien die kommende Katastrophe nicht zu interessieren. Sie ereiferten sich immer noch! Sie debattierten mit Tischnachbarn oder blieben demonstrativ stoisch am Platz, blätterten in Handakten oder in Zeitungen. Sie waren anderweitig beschäftigt oder schlicht gelangweilt – während Werner Kolb allmählich die Panik packte. Raus! Nur raus hier, wollte er sich befehlen. Aber seine Beine mochten nicht gehorchen; bleierne Schwere zog ihn auf das Parkett.

Dann ging alles ganz schnell. Die in das Rednerpult gekralten Finger lockerten sich. Des Kanzlers Beine knickten ein. Die aufgerissenen, glasig blauen Augen, der Schopf mit dem vollen, grau melierten Haar verschwanden hinter dem Pult und aus dem Blick der Parlamentskammeras.

2. BAUMFÄLLER

Der Wirt spülte Biergläser und stellte sie umgedreht auf einen Gitterrost hinter seiner Theke. Damit die dicken, behaarten Finger seiner Bärenpatze die Tulpengläser nicht zerspringen ließen, fixierte er sie genau. Seine Augen waren dabei zwischen den schweren Tränensäcken und buschigen Brauen kaum zu erkennen.

Werner Kolb schüttelte den Kopf, als der Wirt hinter dem Eichentresen hervorkam. Sein Bauch wabbelte unter einem zu kurzen Baumfällerhemd, der von einer übergroßen Gürtelschnalle gehalten wurde.

Der Mann wäre für die Politik gänzlich ungeeignet, dachte Kolb amüsiert. Kameras würden unerbittlich auf den körperlichen Verfall zielen, sodass niemand, nicht einmal alte Jungfern mit Helfersyndrom, beim Panaschieren einen Bruchteil ihrer Stimmen in diese Figur investieren würden.

Als der Wirt ein frisch gezapftes Pils vor ihn auf den Bierdeckel stellte und Schaum am Glas herunterglitt, bis er vom Filz aufgesogen wurde, vergaß Kolb seinen Vorsatz, eine Zeit lang nicht mehr über Politik reden zu wollen.

„Gibt’s bei euch so etwas wie einen Ortsverband?“

Der Wirt zuckte mit den Achseln. „Ortsverband der Landfrauen? Blechbläser? Traktoristen? Was?“

Kolb lächelte. Ich hätte es wissen müssen, dachte er. „Nein. Parteien. Gibt es bei euch einen Ortsverband einer Partei?“

Der Wirt wischte Schaum vom Tisch. „Nein.“

Die Reklame für einen Magenbitter leuchtete jeden Krater im Mondgesicht des Wirts aus. Die fahle Gesichtshaut wirkte konserviert vom hängenden Dunst aus Zigarettenrauch, Bier und Schnaps.

Der massige Körper gelangte nur schwer wieder auf seine Umlaufbahn. Der Wirt suchte auf dem Rückweg zur dunklen Theke Halt an Kolbs Stuhllehne, dann an den leeren Tischen.

Werner Kolb musste daran denken, dass er selbst früher stets ein blaßes Winter- und ein gebräuntes Sommergesicht gehabt hatte. Dann hatte ihm sein Imageberater einen „einheitlichen Teint“ empfohlen. Die Wähler vor den Fernsehschirmen würden sich sonst über mögliche Krankheiten oder Urlaubsziele auslassen und nicht mehr seinen Worten folgen.

Seither stand zu Hause eine Höhensonne. Später kam ein Ganzkörpersolarium hinzu, das auf einen milden Ton getunt war.

Genauso gut, amüsierte sich Werner Kolb, hätte er sich seine Haut in solchen Kneipen, mit einem steten Hauch aus Bier, Schnaps und Zigaretten konservieren und gerben lassen können zu einem soliden, jahreszeitlosen Hautton wie der Wirt.

Werner Kolb zupfte nachdenklich an seinen Augenbrauen. Im Alter wuchsen nicht nur die Brauen unverhältnismäßig, sondern Haare an allen Stellen, an denen sie unnützlich und unattraktiv sind. Am liebsten wäre er sich täglich mit dem Barttrimmer am Rasierer über die Brauen gefahren. Aber irgendwie sie gaben Kolb einen gewissen Grad an unübersehbarer Reife und an Alterswürde. Zwar haarige, aber immerhin überhaupt Signale, die er brauche, wie sein Berater gemeint hatte.

Er wollte demnächst noch einen Sehtest durchführen und seinen Astigmatismus nachmessen lassen. Schon mit vierzig hatte sich körperlich bei ihm einiges beunruhigend umgestellt. Erst verloren die Augen ihre Kurzsichtigkeit im Nahbereich und Kolb benötigte eine Lesebrille.

Der Hormonspiegel änderte sich, während sein Stoffwechsel sich immer öfter ausruhte, was ihn insgesamt saturierter erscheinen ließ. Manchmal hatte er den Eindruck, Kalorien der üblichen, üppigen Büfetts würden nicht mehr verbrannt, sondern in einer Art Verweigerungshaltung der Körperzellen lustlos in Richtung Bauch geschoben.

Ende vierzig spürte er jedes noch so kleine Arbeitssessen wie eine zusätzliche Last auf den Knochen. Früher hatte er ein schlechtes Gewissen, wenn ein Waldlauf seinem Terminkalender zum Opfer fiel. Später dann wurde der Waldlauf durch eine kurze Joggingrunde im Stadtteil ersetzt.

Nun, mit fünfzig, plagte ihn vielmehr ein schlechtes Gewissen, wenn er seinem ungelinken Körper überhaupt Bewegung zumutete.

Aber nicht nur der Körper begann einen nicht aufzuhaltenden Umbau. Auch sein Denken wurde im Alter anders. Er fühlte sich manchmal wie auf einem im dichten Nebel manövrierunfähigen Schiff, das plötzlich sanft an eine Kaimauer gedrückt wurde und damit für ihn unerwartet an einem unsichtbaren Ziel angekommen war, ohne dass er auf den Kurs Einfluss genommen hatte.

Unsichtbare Helfer nahmen ihm viele Entscheidungen und Arbeiten ab, ohne dass er noch zu sagen vermochte, ob er überhaupt entspre-

chende Handlungsanweisungen gegeben hatte oder ob die überzeugenden Ergebnisse dem vielgepriesenen Innovationspotential seiner teuer ausgebildeten Verwaltung entsprangen?

Er fühlte sich etabliert, ohne begründen zu können, worin die Voraussetzungen dafür lagen. Er wurde konservativer, ohne dass er als Konservativer hätte sagen können, wie das überhaupt möglich war.

Der Geist machte Urlaub, dachte Werner Kolb. Wie in den Kabinettsitzungen: Sobald Verzögerungen eintraten oder er nicht umgehend die ausschweifenden Reden seiner Kabinettskollegen unterband, wanderte sein Geist um sich nicht mit Langweiligem zu belasten. Es führte ihn zu Kuriosen, manchmal zu jahrzehntealten Dingen, zu bizarren Vorfällen, die ihn zum Lachen brachten. Nie wirklich Wichtiges, jedoch Fakten, die ihn als Kind fasziniert hatten, die er erstaunlich fand und die sein Langzeitgedächtnis festhielt wie einen Schatz. Wie viel Hühnereier passen in ein Straußenei? 27. Wie viel kann eine Hyäne bei einer Mahlzeit verschlingen? Mehr als ihr Körpergewicht. Alles aus einem Kinderquiz, das er im Schulbus mit seinen Schulfreunden gespielt hatte.

Manchmal störten ihn diese Einfälle, die wie Blitze in seine Gedanken schlugen und die Konzentration beeinflussten. Andererseits sicherten sie ihm die Bodenhaftung durch die Erinnerungen an seine Kindheit, an seine Herkunft und an das nicht so Selbstverständliche seines Aufstiegs.

Werner Kolb nahm einen kräftigen Schluck Bier und spürte beim zufriedenen Absetzen, wie Schaumreste unter seiner Nase prickelten. Er war sich plötzlich nicht mehr sicher, ob der Wirt „nein“ gesagt oder er dessen Antwort auf die Frage nach einem Ortsverband aus einem Kopfschütteln abgeleitet hatte.

Er erinnerte sich an seine Kreisbereisungen noch als Ministerpräsident. Seine Referenten hatten alles gründlich vorbereitet. Wie Ethnologen machten sie ihn auf gebietstypische Eigenarten aufmerksam: In einer Region war beispielsweise das „ihr“ und „euch“ in Anreden üblich, auch wenn man sein Gegenüber siezte.

Er fand diese Mischung irgendwie sympathisch. Sie brachte ihn näher heran an maulfaule Lokalfürsten. Das „ihr“ und „euch“ sei der erste Schritt zur Verbrüderung, befand er und beschloss fortan, das steife „Sie“ durch die Formel „ihr“ und „euch“ zu ersetzen.

Dieses Mal hatte er seinen persönlichen Mitarbeiterstab mit einem Reiseziel überfallen. Kolb stutzte: Hatte er sich tatsächlich Bad Rhode selbst ausgesucht?

Er erinnerte sich deutlich, dass er in der Runde der engsten Mitarbeiter gesagt hatte, er wolle im Lande bleiben und an einem kleinen Ort ausspannen, an dem er „nichts, aber auch gar nichts von Politik hören“ müsse. „Einfach einmal nichts tun!“

Seine Ärzte hatten ihm das eingeflüstert. Von dem Kreislaufkollaps vorlaufenden Kameras gewarnt, hatte er nicht widersprechen mögen. Zwar hatte Kolb sich rasch erholt. Doch sollte er dringend „ein paar Wochen ausspannen, mindestens vier“, auch wenn er einer Kur aus Imagegründen nicht hatte zustimmen mögen. Ein Kanzler konnte doch nicht in Kur gehen!

Auf einmal erinnerte Werner Kolb sich: Es war sein Mitarbeiter Johannes Fielding, der Bad Rhode ins Spiel brachte. Reizende Gegend, hieß es. Da habe er schon mit seinen Eltern zur Sommerfrische geweiht. Mit einem der längsten Wanderwege Europas, den Rennsteig, der nicht weit weg von Bad Rhode am Kleinen und Großen Inselsberg vorbeiführe. Der Kleine Inselsberg weise ein leicht zugängliches Felsplateau auf. Es sei selbst für Beamte relativ risikolos zu erklimmen. Der Blick sei, als blicke man über Kanada, als hätte man alle Berge, Täler und Ebenen mit einem Moost Teppich überzogen, unter den alle Autos, Häuser und Straßen gekehrt worden seien. Es sei ein einziges wogendes Meer im Wind schwingender Fichtenspitzen. Wo gäbe es das noch? Nur eine riesige rot-weiße Antenne, der mit Holz und Fotovoltaikmodulen verkleidete Rundbau sowie auch eine Jugendherberge auf dem Großen Inselsberg störten die Idylle und das Naturerlebnis.

Kolb fand Fieldings Schwärmerei belustigend und es eher beruhigend, dass es dort sichtbare Zeichen von Zivilisation gab.

Beim Wort „Sommerfrische“ hatte Kolb gleich an pastellfarbene VW-Käfer mit Brezelfenster, selbstgemachte Erdbeer-Rhabarber-Marmelade zum Frühstück in einer Pension und Wanderer in hellgrünen Kniebundhosen mit bunten Blechschildchen auf Spazierstöcken denken müssen.

Erst später hatte er sich gefragt, warum denn Fieldings Eltern dort in der Sommerfrische waren – kamen die denn nicht aus dem Westen? Welchen Grund gab es, zum Urlaub in den Osten zu reisen, und zwar vor dem Mauerfall? Kolb wusste, dass Reisen in den Osten gerne von der Staatssicherheit genutzt worden waren, um Westbesucher mit kos-

tenfreiem Eintritt zu locken und der Möglichkeit, vom Zwangsumtausch wegzukommen. So wurden sie als Agenten angeworben. Johannes Fielding musste doch die Gauck-Überprüfung hinter sich haben? Kolb hatte sich damals über seine eigene Verwunderung geärgert: Als ob Fielding ein Manko hätte, käme er denn aus dem Osten. Doch nun ärgerte er sich noch mehr, dass er in Bad Rhode die Personalakte von Johannes Fielding nicht zur Hand hatte. Er konnte ja nicht seine Sekretärin anrufen und sie bitten, ihm Fieldings Personalstammdaten vorzulesen. Er würde sich einfach bei nächster Gelegenheit von Fielding unterrichten lassen, nahm er sich vor.

Wie war er bloß hierher geraten? Er erinnerte Fieldings Bericht: Was aber den besonderen Charme des Kurortes Bad Rhode ausmache, sei die dortige Technikbegeisterung. Demgegenüber trete die Politikdiskussion in den Hintergrund, ohne gleich von Politikverdrossenheit sprechen zu müssen. Vierzig Jahre DDR und SED-Einheitspartei hätten eben Spuren hinterlassen.

Kolb hatte milde protestiert, weil er nach den Worten „vierzig Jahre DDR und SED-Einheitspartei“ an die Litanei seiner Frau erinnert wurde, auf jeden Fall einige Wochen abzuschalten und gar nicht an Politik zu denken.

Es war ihm schon egal, als er Fielding nur danach fragte. Er jedenfalls dachte nicht daran, nicht an Politik zu denken.

Also hatte Fielding dieses Reiseziel bestimmt. Warum war letztlich egal.

Werner Kolb vermisste keine Sekunde die dicke Mappe, in der seine Mitarbeiter stets bunte Zettel mit vermeintlich wichtigen Regieanweisungen klebten, in einer Präzision, wie sie Drehbüchern hätte entsprechen können. Drehbücher – das gestand sich Kolb hin und wieder selbst ein – von Filmen, die keiner sehen wollte, nicht einmal er.

Werner Kolb vermisste nichts. Allerdings war er noch keine vierundzwanzig Stunden in dem Ort, für den einzig und allein sprach, dass hier seine Partei am wenigsten Stimmen erhalten hatte. Seine Anhänger würden ihn nicht wegen des entglittenen Wörtchens Steuererhöhung behelligen.

Sein Stab hatte offenbar lange nach einem entlegenen Winkel der Republik suchen müssen. Was war schon noch entlegen, nachdem die Bundesregierung nach der Wende das milliarden schwere «Verkehrsprojekt Deutsche Einheit» auf den Weg gebracht hatte?

Selbst der Osten war kurze Zeit später bis in den letzten Winkel erschlossen. In dem dichten Raster aus Autobahnen und Fernstraßen war ein unberührter Flecken kaum mehr zu finden. Die A 4 im Osten wurde schnell zwischen Eisenach, Erfurt, Weimar und Jena sechsspurig ausgebaut und die A 71 und A 73 teilten und untertunnelten den Thüringer Wald, sodass es für den eiligen Autofahrer eine Freude war. Zumindest, bis der sich die Wanderstiefel angezogen hatte ...

Kolb wischte sich mit dem Handrücken den Schaum unter der Nase weg. „Aber irgendeiner muss sich hier doch für Politik interessieren.“ Der Wirt tat, als habe er den einzigen Gast in der Stille der Schankstube nicht gehört.

Werner Kolb war sich sicher, dass er einen Nichtwähler vor Augen hatte. Und zwar nicht nur so einen aus Protest, sondern einen besonders schwierigen Fall von Politikverweigerer. Denn er hätte Kolb doch bereits beim Eintreten ins Lokal erkennen müssen. So düster war es nicht.

Der Kanzler hatte seinen maßgeschneiderten Anzug zwar zu Hause gelassen. Auch er trug ein Freizeithemd im Holzfällerlook, sogar in gleicher Farbgebung wie das des Wirts. Seine Frau hatte es ihm in den Koffer gelegt. Aus unfehlbarem Instinkt oder einer unerklärlichen Laune heraus hatte er am Morgen sogar darauf verzichtet, es nicht mit einer seiner ungezählten Krawatten zu kombinieren. Der offene Kragen und das ungewohnte karierte konnten ihn unmöglich so sehr verunstalten, dass er fortan nicht mehr als Kanzler der Bundesrepublik zu erkennen war.

Seine Frisur saß wie immer! Die Haare frisch gewaschen, gefönt, mit Haargel zurückgekämmt. Es war gar nicht lange her, da konnten seine wenigen grauen Strähnen auf Schwarz-Weiß-Fotos noch unterdrückt werden. Inzwischen überwog ein silbriges Grauweiß.

Die vital wirkende, gleichmäßig bronzene Tönung der Haut war ihm trotz des kurzzeitigen Klinikaufenthalts erhalten geblieben. Kolb ruckelte nervös an der Brille, die er stets trug, besonders gern bei Pressekongressen. Dann saugte er an den Kunststoffenden des Brillengestells, weil dies laut seinem Coach für visuelle Ästhetik und Kommunikation „intellektuell, konzentriert und überlegen auf Gesprächspartner“ wirke. Es war so etwas wie sein Markenzeichen geworden. Und nun saß er inkognito in einem Lokal und wurde nicht erkannt! In Fernsehaufzeichnungen wirkte es souverän, ja weltläufig, da musste er seinem Coach Recht geben. Aber im abgelegenen Dunkel half es offen-

bar nichts. Im Gegenteil. Während er auf dem Schirm wie der ruhende Pol in einer hektischen Welt wirkte, kam er sich damit in der ruhigen Welt hektisch vor.

„Einer war mal in eine Partei eingetreten“, raunte der Wirt herüber. „Früher.“ Er hielt tropfende Gläser hoch gegen das Magenbitterlicht und polierte mit einem großen karierten Tuch nach.

Werner Kolb nahm einen entschiedenen Schluck aus der Pilstulpe. „Na also. Einer! Kein Ortsverband. Das war doch schon mal ein Anfang gesellschaftlicher Emanzipation. Die Mündigkeit des Bürgers manifestiert sich auch im politischen Engagement.“ Der Wirt fuhr mechanisch mit der Glaskontrolle fort.

Werner Kolb schrieb seine letzten Sätze dem Bier zu. Immer auf Augenhöhe bewegen, immer die Herkunft des Gegenübers achten, hatte ihm sein Coach eingehämmert.

Aber kaum fühlte er sich wie im Urlaub, da hatte er die einfachsten Grundregeln abgelegt. Das konnte nicht gut gehen.

3. BLICKKONTAKT

Johannes Fielding hielt am liebsten Blickkontakt. Er kannte alle Gesten seines Chefs, konnte all seine Armbewegungen nachahmen, die wechselhafte Dynamik seines Gangs oder die karge Mimik deuten, sogar wenn es unwesentliche Nuancen gab.

Werner Kolb jedoch hatte sich höchstens telefonischen Kontakt während seiner Kur ausgebeten. Nicht mehr, nicht weniger. Er wolle abschalten, niemanden von seiner Leitungsebene sehen. Was allerdings nicht hieße, vom Weltgeschehen abgenabelt zu werden. Das nun wieder auch nicht! Über alles solle Johannes Fielding ihn auf dem Laufenden halten, aber gefiltert und, bitteschön, komprimiert nur auf das Wesentliche.

Manchmal fragte sich Johannes Fielding, ob er mit dem Job das große Los gezogen hatte. Würde er beispielsweise als Vorstandsassistent eines Konzernchefs vergleichbare Arbeiten verrichten, würden ihm nicht nur die Jahre dieses Frondienstes vergoldet. Nach angemessener Zeit würde

er selbst in den Vorstand aufrücken. Manchmal mochte Fielding diese Selbstfragen nicht mehr. In der öffentlichen Verwaltung hatten sie sich eine scheinbar unüberwindliche Hürde in Form eines Assessment-Centers aufgebaut, dessen alleinige Funktion es war, nach dort bestandener Prüfung zumindest das Gefühl zu haben, als Sieger etwas ganz Außerordentliches erreicht zu haben. Der Stolz wog den vergleichsweise kargen Lohn auf.

Ihn hatten sie aus einer Flut von Bewerbungen herausgesiebt. Als wäre es ein Akt der Weihe gewesen. Dabei hatte er ein herausragendes Examen vorlegen können, das Selbstsicherheit gab, die er wie eine schützende Aura um sich trug und die andere als Arroganz missdeuteten. Zudem war er kein Berufsanfänger gewesen. Er hatte als Rechtsanwalt eine eigene Kanzlei aufgebaut, allerdings nur ein knappes Jahr dort gearbeitet. So hatte er wohl einige Pluspunkte gegenüber den Mitbewerbern gehabt.

Doch als er es – nach mehreren Rollenspielen – bis in die engere Wahl geschafft hatte, verlief das anschließende Personalgespräch mit einem Staatssekretär noch schräger als erwartet: wie ein Boxkampf nach zwölf Runden, wenn die Menge schon den Sieger feierte und der Ringrichter dann aber den Arm des anderen hochhob.

Dieser Staatssekretär hatte sich alle Einstellungen zum höheren Dienst vorbehalten, weil er sie nicht dem Zufall arithmetisch korrekter Bewertungen der Zeugnisse auf Abteilungsleiterenebene überlassen wollte. Er hatte lustlos in Fieldings Bewerbungsmappe geblättert und sie mit einer vermeintlich lässigen Handbewegung auf den Tisch geworfen.

„Herr äh ...“, er sah wieder auf das Deckblatt der Bewerbung, „Herr Fielding! Ihre Noten sind ja nicht übel. Aber auch in der Juristerei liegt heutzutage so manches im Argen. Mein Neffe studiert das doch auch. Von ihm weiß ich, dass die Stationszeugnisse von den Referendaren selbst geschrieben werden.“

Johannes Fielding kannte solche Finten von früheren Gesprächen. Sie sollten aus der Reserve locken und prüfen, wie auf Provokationen reagiert würde. Er unterbrach den Staatssekretär: „Bei einigen Anwälten mag das wohl der Fall sein.“

„Was ich sagen wollte“, fuhr der Staatssekretär ungerührt fort, „ich vermisse einige Anlagen, die Ihr soziales Engagement untermauern könnten. Ich darf ja nicht direkt fragen – aber sofern Sie beispielsweise Mitglied einer politischen Partei sind, die dieser Regierung nahe steht, wäre ein entsprechender Hinweis jetzt angebracht.“

„Ich hatte angenommen, meine Noten und das Assessment-Center hätten Sie überzeugt“, sagte Fielding.

Der Staatssekretär blickte zu einem Abteilungsleiter, der die ganze Zeit neben Johannes Fielding vor dem ausladenden Schreibtisch gesessen und geschwiegen hatte. Der zog die Schultern gequält hoch und sagte: „Tja.“ Fielding werde von ihnen hören.

So war das. Das verstand man im öffentlichen Dienst unter Personalverantwortung und Personalpolitik.

Als Johannes Fielding das Büro verließ, erhob sich im Vorzimmer ein dicklicher junger Mann. „Der Nächste, bitte“, sagte die Sekretärin, eine ältere Dame mit hochgesteckten, in Kastanienbraun gefärbten Haaren und Hornbrille in abgestimmtem Farbton.

Johannes Fielding kannte den Dicken aus dem Assessment-Center. Trotz seiner roten Gesichtsfarbe und feisten Wangen wirkte er blass, hatte sich nicht an den Diskussionen und Rollenspielen beteiligt.

Vielleicht, dachte Fielding beim Gehen, suchten sie den zurückhaltenden stillen Zuhörer, der willenlos das ausführen würde, was von oben diktiert wurde – und sie somit nicht Gefahr liefen, sich durch aufgeweckte subalterne Politikgestaltung hemmen zu lassen.

Johannes Fielding war enttäuscht. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt und seine eigene Strategie entwickelt hatte, konnte er nicht umgehend zur Tagesordnung zurückkehren. Im Gegenteil, der Frust steigerte sich und er spürte es.

Zu Hause hatte er seinen Jogginganzug angezogen und war fünfzehn Kilometer gegen die Uhr und eine anschleichende Depression ange laufen.

Im Bad streifte er später keuchend die durchschwitzten Sachen vom Körper. Nackt, die Arme auf dem Waschbecken aufgelegt, betrachtete er sich im Spiegel. Er beobachtete die Tropfen, die sich auf seiner Stirn und an seinen Schläfen bildeten, abwärts glitten, auf dem Weg nach unten andere mitrissen und im Becken zerplatzten.

Das dicke Rotgesicht mit Schmiss auf der fetten Backe tauchte wieder in seiner Erinnerung auf und ungewohnte Zweifel befielen ihn.

Das Äußere würde stets mitbewertet, hatte er in dem Bewerbungsratgeber gelesen. Kleider machten eben Leute. Und Firmen schmückten sich gern mit attraktivem Personal. Bewerber mit Gardemaß hatten es erfahrungsgemäß leichter, auch bei gleicher Ausgangsnote eine Stelle zu erhalten.

Johannes Fielding war groß gewachsen, schlank, hatte dunkelblondes kurz geschnittenes Haar. Seine feinen Gesichtszüge waren fast zu jugendlich für einen Mann von Anfang dreißig. Er hatte sich für den Tag neue Schuhe und einen neuen Anzug geleistet. Allerdings hätte er ohnehin mal etwas Neues gebraucht.

Und dann sollte ausgerechnet dieser unscheinbare dickliche Junge das Rennen machen? Fielding wusste, es war ungerecht, was er dachte, jeder soll die gleiche Chance haben, sonst wären die besten Stellen nur von Models besetzt.

Aber bei existentiellen Fragen wurde Fielding gern lässig und blendete die politische Korrektheit aus. Johannes Fielding begann, Burschenschaftler zu hassen, die nur wegen der Garantieübernahme eines alten Herren in die Korporation eintraten, ebenso Parteigänger, die weniger aus der politischen, sondern aus der berechtigten Überzeugung Parteimitglieder wurden, ohne diese Rückversicherung einmal keinen gescheiterten Job zu bekommen.

Also hatte Fielding genervt geduscht, die Haare geföhnt, den Fernseher angemacht und eine Flasche Rotwein geöffnet.

Nach dem zweiten Glas hasste er den Staatssekretär und den Abteilungsleiter. Nach dem dritten Glas saßen die beiden in einem schlammigen Schweinekoben, neben ihnen der wabbelige Mitbewerber. Die Drei quiekten vergnügt. Sie wälzten sich in ihrer Lehmkuhle.

Fielding war ins Bad gewankt und erbrach eine rot vergorene Brühe ins Klosett. „Selber schuld, in der Politik habe ich nichts zu suchen“, sagte er am Waschbecken zu seinem aschfahlen Spiegelbild.

Er putzte sich die Zähne und fiel im Bett in einen bitteren Schlaf, aus dem er erst Wochen nach der Anstellung zu erwachen schien.

DER AUTOR

Johannes Goettsche ist ein Pseudonym: Der Autor wurde 1961 in Wipperfürth unter einem anderen Namen geboren.

Er studierte Rechtswissenschaften in Trier und war von 1990 bis 1992 Forschungsreferent. Es folgte die Promotion an der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer. Seit 1993 ist er als Verwaltungsjurist in Thüringen tätig. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.



Weitere Autorinnen und Autoren im Nachttischbuch-Verlag

In den ersten fünf Jahren hat der Nachttischbuch-Verlag mit sehr vielen Autorinnen und Autoren gearbeitet und bislang vierzehn Bücher veröffentlicht.

Auf Lesungen und Konzerten konnten sich unsere Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die alle noch andere Berufe ausüben, dem Publikum vorstellen. Auf unserer Webseite www.nachttischbuch.de/autoren.phtml erfahren Sie mehr über ihre Arbeit und Projekte.



**Franz Christoph Schiermeyer
ist Aphoristiker.
Norbert Gräf ist Grafiker.**

Für den Nachttischbuch-Verlag schrieben und zeichneten sie ein ungewöhnliches Buch – eine zeitlose und doch aktuelle Kombination aus Aphorismen und Cartoons: «Bitte wenden!».



**Nikola Anne Mehlhorn
ist Musikerin.**

Für den Nachttischbuch-Verlag schrieb sie eine kurze Erzählung aus dem Irgendwo des Glaubens; ein poetischer Roman über eine Pastorin am Rande ihrer Religion und voller Selbstzweifel – wenn die «Salzflut» kommt.



**Michael Hasenfuß
ist Schauspieler.**

Für den Nachttischbuch-Verlag reimte er am Set und hinter den Theaterkulissen Tragisches wie Komisches, Alltägliches wie Absonderliches, Verse zum Lachen und Lächeln: «Schrabbelgereimte Balladen vom Scheitern».

**Rainer Jogschies
ist Publizist.**

Für den Nachttischbuch-Verlag schrieb er Sachbücher, Reportagen und Romane wie «Wo, bitte, geht's zu meinem Bunker?», «Die Non-Stop-Gesellschaft», «Nirwana der Nichtse», «Der Buchmesser», und – in Vorbereitung – «Bis hierhin».



**Paul Heinrich
arbeitet
in einem sozialen Projekt.**

Der Dichter lebt in einer Wohngruppe. Für den Nachttischbuch-Verlag schrieb er zeitgenössische Lyrik, die zugleich einfühlsam und angriffslustig ist: «inne halten» und «tellerrandwärts» sowie «nach Tisch».



**Ina Bruchlos
ist Malerin.**

Für den Nachttischbuch-Verlag schrieb sie irrwitzige, kurze Erzählungen aus einem oft geradezu bizarren deutschen Alltag, voller schräger Typen, fast so wie du und ich: «Nennt mich nicht Polke!» und «Mittwochs-kartoffeln».



**Roland T. Prakken
ist Jazz- und Weltmusiker.**

Für den Nachttischbuch-Verlag schrieb er mit Witz und Herz einen Roman über seine Konzertreisen quer durch Deutschland und die Türkei: «Treulose Tomate ist nicht mein Gemüse» – eine Antwort auch auf ein Dorf-tanz-Epos eines früheren Freundes.



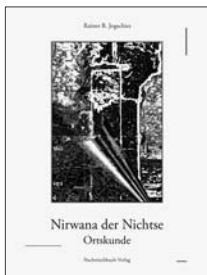
Weitere Bücher im Nachttischbuch-Verlag



Diese Bücher unterhalten im besten Sinne. Sie offenbaren das Leerlaufen der Gespräche und der hohlen Formen, die wir im Alltag zu ertragen gewohnt sind. Darüber lachen zu können befreit ungemein und ist gar nicht einmal so anstrengend.

Der Nachttischbuch-Verlag bietet nicht nur wunderbare Geschichten und Gedichte aus dem deutschen Alltag, sondern auch Analysen, Entwürfe und Diskussionsbeiträge, u.a. in den Reihen **Hermes´ Wege** und **Reprints** !:. Die Bücher halten sich dabei wenig an vorgegebene Formen. Mal sind kurze, heitere Erzählungen neben aufwühlenden Beobachtungen zu lesen, mal Essays neben Reportagen und Textmontagen. Reales wird mit Fiktivem verknüpft. Diese Mischung macht die Besonderheit der Bücher aus – und die ihrer Autorinnen und Autoren. Sie bringen ihre jeweiligen Berufs- und Lebenserfahrungen mit in die Texte ein und lassen uns so an einem seltenen Spektrum des Kulturlebens teilhaben .

Diese Bücher können Sie am bequemsten gleich, rund um die Uhr, im Internet ansehen und versandkostenfrei bestellen: www.shop.nachttischbuch.de





Bislang erschienen:

Salzflut _ ISBN 978-3-937550-12-1

Wo, bitte, geht's zu meinem Bunker _ ISBN 978-3-937550-19-0

Treulose Tomate ist nicht mein Gemüse! _ ISBN 978-3-937550-15-2

Schrabbelgeremte Balladen vom Scheitern _ ISBN 978-3-937550-04-6

Der Buchmesser. Reloaded _ ISBN 978-3-937550-16-9

Der Buchmesser _ ISBN 978-3-937550-00-8

Bitte wenden! _ ISBN 978-3-937550-15-2

Die Non-Stop-Gesellschaft _ ISBN 978-3-937550-01-5

Nirwana der Nichtse _ ISBN 978-3-937550-02-2

Nennt mich nicht Polke! _ ISBN 978-3-937550-05-3

Mittwochskartoffeln _ ISBN 978-3-937550-09-1

inne halten _ ISBN 978-3-937550-10-7

tellerrandwärts _ ISBN 978-3-937550-14-5

nach Tisch _ ISBN 978-3-937550-17-6





ORIGINALAUSGABE

Nachttischbuch-Verlag, Berlin 2010

Alle Rechte liegen beim Autor. Gerichtsstand ist Berlin bzw. Hamburg.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist ohne vorherige Genehmigung des Verlages nicht gestattet und honorarpflichtig.

Kontakt: info@nachttischbuch.de

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATIONEN

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.ddb.de>.

Information bibliographique de Die Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek a répertorié cette publication dans la Deutsche Nationalbibliografie; les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur Internet à l'adresse <http://dnb.ddb.de>.

Die Handlung dieses Romans ist fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen und ihren Handlungen wären rein zufällig.

Lektorat: Rainer Jogschies

Cover-Fotos: Rainer Jogschies

Gestaltung, Cover: Vandam, Berlin

Illustrationen: Vandam, Berlin

Satz: Natibu, Hamburg

Druckberatung: Rolf Paysen, Hamburg

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN-10: 3-937550-13-5

ISBN-13: 978-3-937550-13-8